

Henry Wadsworth Longfellow

Hyperions Wanderjahre

Eine romantische Reise

DEUTSCH-AMERIKANISCHE BIBLIOTHEK

Im Auftrag der Wüstenrot Stiftung herausgegeben
von Heinrich Detering und Kai Sina

Band 2

WÜSTENROT STIFTUNG



Henry Wadsworth Longfellow

Hyperions Wanderjahre

Eine romantische Reise

Herausgegeben und
kommentiert
von Lisa Kunze



WALLSTEIN VERLAG



Henry Wadsworth Longfellow, 1840
Porträt von Cephas Giovanni Thompson

Hyperion.

Eine abenteuerliche Geschichte

von

H. W. Longfellow.

Deutsch von Adolf Böttger.

Leipzig 1856.
W. Einhorn's Verlag.

Pesth 1856.
C. A. Hartleben.

[Sehne Dich nicht nach der Vergangenheit,
sie kehrt nicht wieder. Nur die Gegenwart ist
Dein – benutze sie weise. Mannhaft und furcht-
los erwarte die dunkle Zukunft!]

Erstes Buch.

»Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.«
Göthe.

Erstes Kapitel. Der Held.

In John Lyly's »Endymion« wird Sir Topas die Frage in den Mund gelegt: »Weißt du, was ein Dichter ist? – Ei, du Narr, ein Dichter ist, wie man zu sagen pflegt – ein Dichter!« Und du, Leser, weißt du, was ein Held ist? Nun, ein Held ist, wie man zu sagen pflegt – ein Held! Manche Romanschreiber bezeichnen damit weit mehr. Ja, der alte Lombarde Matteo Maria Bojardo ließ mit allen Glocken in Scandiano läuten, bloß weil er für einen seiner Helden einen Namen gefunden hatte. Auch hier sollen Glocken läuten, nur noch feierlicher.

Das Schwinden einer großen Hoffnung gleicht dem Schwinden der Sonne. Der Glanz unsers Lebens ist dahin. Schatten des Abends senken sich um uns hernieder, und die ganze Welt scheint nur eine dunkle Erinnerung zu sein – sie selbst ein längerer Schatten. Wir blicken hinaus in die kommende öde Nacht. Die Seele zieht sich in sich selbst zurück. Dann gehen die Sterne auf, und heilige Nacht bricht an.

Paul Flemming hatte dies trotz seiner Jugend bereits erfahren. Die Freundin seiner Jugend war gestorben. Der Zweig war gebrochen »unter der Last der ungereiften Frucht.« Und als er nach Verlauf einer kurzen Zeit aus der Blindheit seines Grames wieder aufblickte, schien ihm Alles der Wirklichkeit zu entbehren. Gleich Einem, dem durch ein Wunder das Augenlicht wiedergegeben ist, schaute er wandelnd auf Menschen, wie auf Bäume. Seine Hausgötter waren zertrümmert. Er hatte keine Heimath. Laut riefen seine Sympathien aus seiner trostlosen Seele, und die ihn umgebende geräuschvolle, stürmische Welt gab keine Antwort. Ungern überließ er sich dem Kummer. Er rang nach Heiterkeit, – nach Stärke. Doch nicht länger vermochte er die bekannten Züge seiner Freunde zu schauen. Nicht länger vermochte er

da allein zu leben, wo er mit ihr gelebt hatte. Er wanderte in die Ferne, das Meer sollte zwischen ihm und dem Grabe sein. Ach! zwischen ihm und seinem Schmerz konnte nur das Meer der Zeit liegen.

Viele Monate waren ihm schon auf einsamer Wanderung vergangen, und jetzt verfolgte er seinen Weg längs des Rheines im Süden Deutschlands. Schon früher, in heiteren Tagen und in einer heiterern Jahreszeit, im Maimonat und im Mai des Lebens, war er dieselbe Straße gezogen. Er kannte aufs genaueste den schönen Strom, – jeden Felsen, jede Ruine, jedes Echo, jede Sage. Die alten grauen, verwitterten Burgen, welche auf den Bergabhängen gleichsam Wurzel geschlagen, – sie alle gehörten ihm, denn seine Gedanken weilten in ihnen und der Wind erzählte ihm von ihnen.

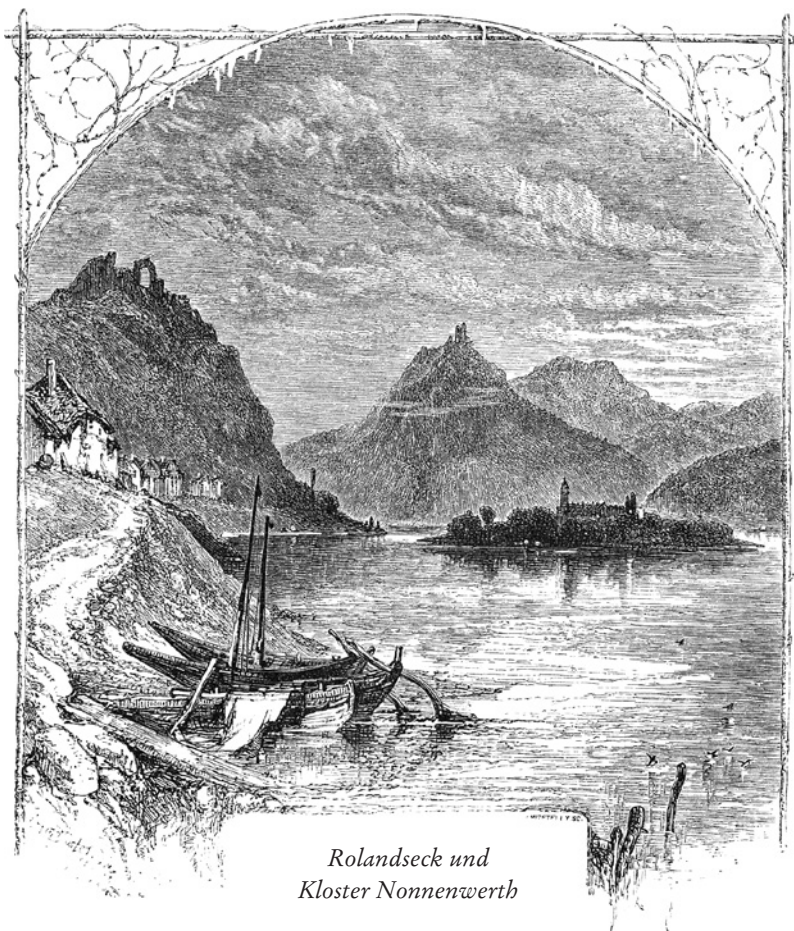
Nach einer schlaflosen Nacht auf *Rolandseck* war er vor Tagesanbruch aufgestanden. Er öffnete das Erkerfenster, um das Rauschen des Rheines zu hören. Es war ein trüber Decembormorgen, und dünne, dunstige Wolken, deren schneeweißen Saum, »bedeckt mit vielen goldenen Thränen, die Menschen Sterne nennen,« zogen am Himmel dahin. Der Tag dämmerte allgemach und in dem Gemisch des Tages- und Sternenlichtes bildeten Insel und Kloster *Nonnenwerth* nur einen breiten, düstern Schatten auf der Silberbrust des Stromes. Jenseits ragten die Gipfel des *Siebengebirges* empor. Ernst und feierlich, einem Mönche gleich, stand der *Drachenfels* mit seiner Nebelkappe, und weiter zurück, hinter der *Wolkenburg*, breitete sich der Vorhang der Berge aus.

Doch Flemming achtete nicht der Scene vor ihm. Unaussprechlicher Kummer bedrückte seinen Geist in dieser einsamen Stunde, und sein Gesicht in den Händen bergend, rief er laut:

»Geist der Vergangenheit! blicke nicht so düster auf mich mit deinen großen, thränengefüllten Augen! Berühre mich nicht mit deiner kalten Hand! Wehe mich nicht an mit deinem eisigen Grabeshauch! Singe nicht mehr den Todtensang des Kammers durch die langen, schweigsamen Nachtwachen!«

Klagende Stimmen schienen aus der Ferne zu antworten: »*Treuenfels!*« und er gedachte, wie Andere gelitten hatten und sein Herz ward ruhig.

Allmählig ward die Gegend heller. Den rauschenden Strom herab kam ein Fahrzeug mit seinen ausgebreiteten weißen Schwingen und flog wie eine Schwalbe durch den Engpaß von Maria-Hülfe. Die Schiffer sangen, – doch nicht das Lied des tapfern Roland, das man in alter



*Rolandseck und
Kloster Nonnenwerth*

Zeit von der weinenden Hildegund hörte, als sie in den Mauern des Klosters saß, welches jetzt mitten aus den entlaubten Linden in den bleichen Morgen schauete. Die dunklen Sagen jener alten grauen Vorzeit tauchten in der Erinnerung des Reisenden auf, denn der in Trümmer zerfallene Thurm von *Rolandseck* blickte noch auf das *Kloster Nonnenwerth* herab, als hätte der Klang der Todtenglocke den treuen Paladin in Stein verwandelt und als harrete er noch des Kommens der Geliebten, nicht aus ihrem Kloster, wohl aber aus ihrer Gruft. So waren die Metallbänder des Sagenbuches geöffnet, und auf der von den schwa-

chen Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchteten Seite las er wieder die Sagen von Liba, und der klagenden Braut von *Argenfels*, und von Siegfried, dem gewaltigen Drachentödter. Inzwischen war der Nebel vom Rheinstrom emporgestiegen, und die ganze Luft war von goldenem Dampf erfüllt, durch den er die Sonne gleich einem Tropfen Blutes am Himmel hängen sah. Ganz so leuchtete die Sonne in ihm, unter den Winternebeln aus dem Thale des Todesschattens aufsteigend, durch das der Strom seines Lebens – seufzend, seufzend dahinflöß.

Zweites Kapitel. Das Christusbild zu Andernach.

Paul Flemming setzte seine einsame Wanderung fort. Noch war der Morgen neblig, doch nicht kalt. Über den Rhein schritt die Sonne durch den röthlichen Dämmer; mild und silberweiß breitete sich der Fluß aus, ohne merkliche Bewegung der rastlosen Strömung. Ein kleines Fahrzeug mit schlaffem Segel lag vor Anker, Kiel an Kiel mit einem andern, das unter ihm lag, sein Spiegelbild – Alles war schweigsam, ruhig, prächtig.

Die Straße war größtentheils öde, denn im Winter sind wenige Reisende am Rhein. Frauen waren in den Weinbergen thätig; mit großen Körben auf dem Rücken klotzten sie gleich Lastthieren die schlüpf rigen Berghalden hinan. Und einmal im Laufe des Morgens zog ein Haufe Handwerksburschen mit ihren Felleisen vorüber und sang: »Der Rhein, der Rhein! gesegnet sei der Rhein!«

O Stolz des deutschen Herzens an diesem herrlichen Strom! Und mit Recht; denn von allen Strömen dieser schönen Erde ist keiner so schön, wie dieser. Es giebt kaum eine Stunde seines ganzen Laufes, von seiner Wiege in den schneebedeckten Alpen bis zu seinem Grabe in den Sanddünen Hollands, welche nicht seine eigenthümlichen Reize entfaltet. Beim Himmel! wäre ich ein Deutscher, auch ich würde stolz auf ihn sein, und auf die dichten Trauben, welche seine Schläfen umziehen, wie er, gleich Bacchus bekränzt und trunken, im Triumphzug durch die Weingärten dahinschwankt.

Doch ich will es nicht versuchen, den Rhein zu beschreiben, es würde dieses Kapitel zu sehr verlängern. Und um es in würdiger Weise zu thun, müßte man wie ein Gott schreiben und die Sprache müßte königlich fließen mit Brandung und Wellenschlag, wie das Was-



Das Siebengebirg

ser dieses königlichen Stromes, und schöne, alterthümliche gothische Zeiten müßten darin sich widerspiegeln. Ach! solch ebenbürtige Fluth fließt mir nicht! So fließe denn du, Blut des Rheines, in diesen rauchgeschwärzten Becher, aus deinem Kerker, – aus deiner langhalsigen, spitzzulaufenden Flasche, nicht unähnlich einer Kirchthurmspitze unter deinen Heimathbergen; und aus dem krystallinen Glockenstuhl mögen laut die lustig schallenden Glocken ertönen, während ich auf das Wohl meines Helden trinke, in dessen Herzen Bekümmerniß lagert, und in dessen Ohren noch die Glocken von Andernach tönen.

Einsam zieht er seines Weges durch ein enges Thal, jetzt steigt er eine steinerne Treppe hinan und wandert an der Stadtmauer hin dem alten runden Thurme zu, den der Erzbischof Friedrich von Cöln im zwölften Jahrhundert erbaute. Er hat in seinen Augen einen romantischen Reiz, denn noch immer ist seinem Geist und Herzen die herr-

liche Skizze Carové's gegenwärtig, worin ein Tag auf dem Thurm von *Andernach* beschrieben ist. Er findet dort noch den alten Aufseher und dessen Weib, und der alte Aufseher schließt die Thür hinter ihm langsam, wie in früherer Zeit, um nicht die armen Seelen im Fegefeuer zu sehr zu pressen, deren Loos es ist, in den Spalten von Thüren und Angeln zu dulden. Aber ach! ach! die Tochter, das Mädchen mit langen dunklen Augenwimpern! sie schläft in ihrem kleinen Grabe unter den Linden von *Feldkirchen*, Rosmarin in den gefalteten Händen!

Flemming kehrte enttäuscht in das Gasthaus zurück. Als er durch die engen Straßen schritt, träumte er von gar mancherlei, doch allermeist von der Tochter des Aufsehers, welche auf dem Friedhofe von *Feldkirchen* ruhte. Plötzlich, als er um die Ecke einer alten, düstern Kirche bog, ward seine Aufmerksamkeit durch eine kleine Capelle in einem Winkel der Mauer erregt. Es war nur ein kleines mit Stroh gedecktes Dach, gleich einem Vogelnest, und darunter stand ein rohes, hölzernes Bild des Erlösers am Kreuze. Eine wirkliche Dornenkrone befand sich auf seinem Haupte, das wie im Todeskrampf herabgesunken war, und Blutstropfen rannen von seinen Wangen herab und aus Händen und Füßen und Seite. Das Angesicht war über alle Beschreibung wild und geisterhaft und auf demselben malte sich unaussprechliches Körperleiden. Der plumpe Bildschnitzer hatte ihm diesen Ausdruck verliehen, doch weiter reichte seine Kunst nicht. Man vermißte die Erhabenheit des Todes bei einem sterbenden Erlöser, die dahinscheidende Gottähnlichkeit des Jesus von Nazareth. Der Künstler hatte aus seiner Aufgabe keine himmlische Begeisterung geschöpft. Alles war noch plump und widerstrebte einem gefühlvollen Herzen; und Flemming wandte sich schauernd ab, als er sah, wie dieses entsetzliche Bild mit seinen starren, halbgeschlossenen Augen auf ihn blickte.

Er erreichte bald das Gasthaus, aber noch immer stand jenes vom Todeskampf gemarterte Antlitz vor ihm. Er konnte sich nicht enthalten, mit einer sehr bejahrten Frau, welche am Fenster des Speisezimmers in einem altmodischen Armstuhl mit hoher Lehne strickend saß, davon zu sprechen. Ich glaube, sie war die Großmutter des Gastwirths; jedenfalls konnte sie es ihrem Alter nach sein. Sie nahm ihre Brille mit Eulenaugen ab, und sagte, indem sie die Gläser mit dem Taschentuch abwischte:

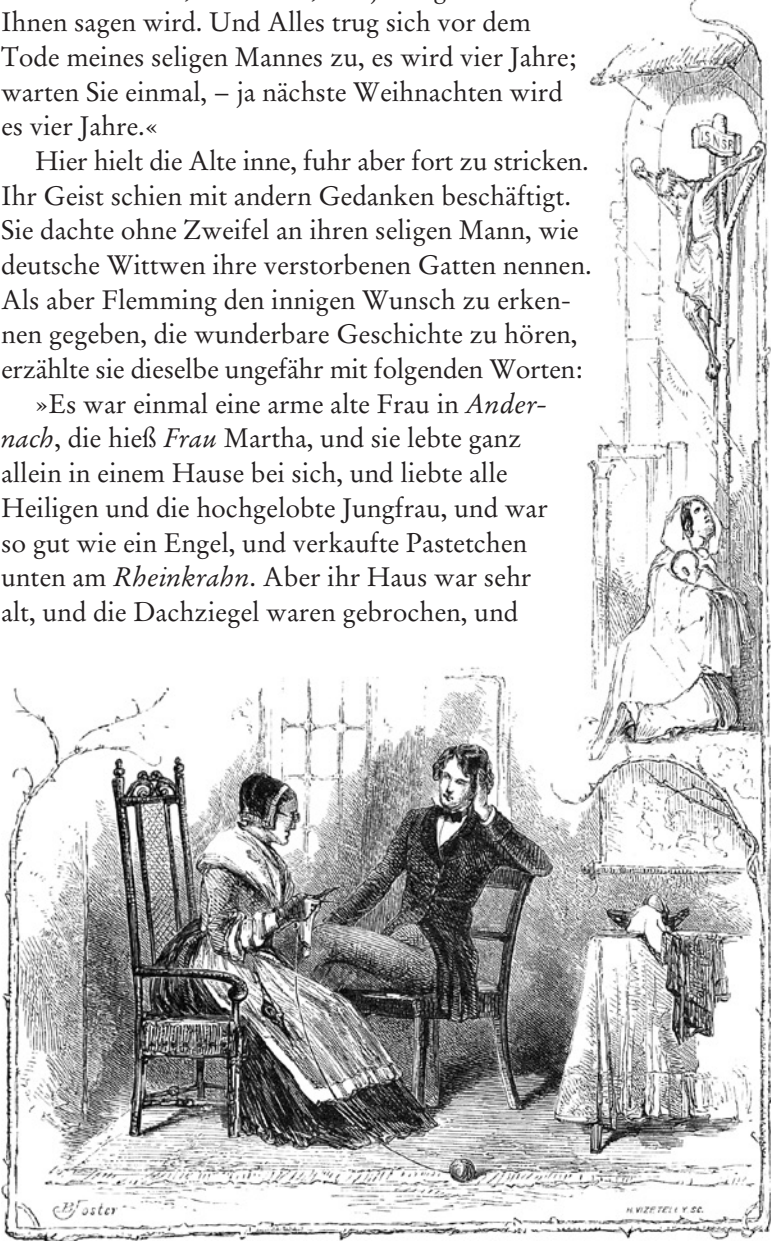
»Du lieber Himmel! Ist es möglich? Haben Sie noch niemals von dem Christusbild von *Andernach* gehört?«

Flemming verneinte.

»Du lieber Himmel!« fuhr die Alte fort. »Es ist eine gar wunderbare Geschichte; aber wahr, wie jeder gute Christ in *Andernach* Ihnen sagen wird. Und Alles trug sich vor dem Tode meines seligen Mannes zu, es wird vier Jahre; warten Sie einmal, – ja nächste Weihnachten wird es vier Jahre.«

Hier hielt die Alte inne, fuhr aber fort zu stricken. Ihr Geist schien mit andern Gedanken beschäftigt. Sie dachte ohne Zweifel an ihren seligen Mann, wie deutsche Wittwen ihre verstorbenen Gatten nennen. Als aber Flemming den innigen Wunsch zu erkennen gegeben, die wunderbare Geschichte zu hören, erzählte sie dieselbe ungefähr mit folgenden Worten:

»Es war einmal eine arme alte Frau in *Andernach*, die hieß *Frau Martha*, und sie lebte ganz allein in einem Hause bei sich, und liebte alle Heiligen und die hochgelobte Jungfrau, und war so gut wie ein Engel, und verkaufte Pastetchen unten am *Rheinkrahn*. Aber ihr Haus war sehr alt, und die Dachziegel waren gebrochen, und



sie war zu arm, um neue zu kaufen, und der Regen kam immer durch und keine Christenseele in *Andernach* wollte ihr helfen. Aber *Frau Martha* war eine gute Frau und that Niemand etwas zu Leide, sondern ging jeden Morgen zur Messe und verkaufte Pastetchen unten am *Rheinkrahn*. In einer finstern stürmischen Nacht nun, als alle guten Christen in den Federn lagen, hörte *Frau Martha*, welche unter dem Dache schlief, über ihrem Kopfe einen großen Lärm, und in ihrer Kammer trip! trip! trip! als ob der Regen durch die zerbrochenen Ziegel tropfte. Und meiner Seele! so war es. Und dann pochte und hämmerte es oben, als ob Jemand auf dem Dache arbeitete; und sie dachte, *Pelz-Nickel* risse die Ziegel ab, weil sie nicht oft genug zur Beichte gegangen wäre. Sie fing deshalb an zu beten, und je schneller sie ihr Paternoster und ihr Ave Maria hersagte, desto schneller pochte und hämmerte *Pelz-Nickel*, und trip! trip! trip! klang's um sie her in der finstern Kammer, bis die arme Frau vor Schrecken ganz außer sich war und zum Fenster lief, um nach Hülfe zu rufen. Dann war in einem Augenblicke Alles still – todtensstill. Aber sie sah ein Licht durch den Nebel und Regen hereinströmen und einen großen Schatten auf dem Hause gegenüber. Und dann kam Jemand vom Dache auf einer Leiter herab und hatte eine Laterne in der Hand und er nahm die Leiter auf die Achsel und ging die Straße hinunter. Aber sie konnte nicht deutlich sehen, weil das Fenster vom Regen streifig war. Und am Morgen fand man die alten zerbrochenen Ziegel in der Straße umhergestreut, und auf dem Dache waren neue, und das alte Haus hat bis auf den heutigen Tag nicht wieder Wasser durchtröpfeln lassen.

Sobald die Messe vorüber war, erzählte *Frau Martha* dem Priester, was sich zugetragen hatte, und er sagte, es wäre nicht *Pelz-Nickel*, sondern ohne Zweifel der heilige Castor oder der heilige Florian. Dann ging sie auf den Markt und erzählte Alles *Frau Brigitten*; und *Frau Brigitte* sagte, vor zwei Nächten hätte Hans Claus, der Böttcher, in seinem Laden ein gewaltiges Pochen gehört und am Morgen von allen seinen Oxhoften nur Reifen gefunden; und um Mitternacht hätte man einen Mann mit einer Laterne und einer Leiter auf einem Esel zur Stadt hinausreiten sehen; und in der nämlichen Nacht wäre die alte Windmühle beim *Kloster St. Thomas* ausgebessert und das alte Kirchhofthor in *Feldkirchen* so gut wie neu gemacht worden, obgleich Niemand wußte, wie der Mann über den Fluß kam. Dann ging *Frau Martha* hinunter zum *Rheinkrahn* und erzählte alle diese Geschichten noch einmal und der alte Fährmann von *Fahr* sagte, er könnte etwas

davon erzählen, denn die nämliche Nacht, wo das Kirchhofthor ausgebessert worden, lag er munter in seinem Bett, weil er nicht schlafen konnte, und er hörte ein lautes Pochen an der Thür, und daß ihn Jemand rief, er sollte aufstehen und ihn über den Fluß setzen. Und als er aufstand, sah er einen Mann unten am Fluß mit einer Laterne und einer Leiter; als er aber zu ihm hinunter ging, blies der Mann das Licht aus, und es war so finster, daß er nicht sehen konnte, wer es war; und sein Boot war alt und leck, und er scheuete sich, ihn in der Finsterniß überzusetzen; aber der Mann sagte, er müßte diese Nacht in Andernach sein, und so setzte er ihn über. Und als sie über den Fluß waren, beobachtete er den Mann, bis er zu einem Bilde der heiligen Jungfrau kam und sah ihn die Leiter an die Mauer stellen und hinaufsteigen und seine Lampe anzünden, und dann die Straße lang hingehen. Und am Morgen fand er sein altes Boot ganz kalfatert und wasserdicht und roth bemalt, und wenn es sein Leben gekostet hätte, konnte er nicht sagen, wer es that, wenn es nicht der Mann mit der Laterne war. Du meine Seele! Das war doch merkwürdig!

Und so ging es eine Zeitlang fort; und so oft man den Mann mit der Laterne des Nachts durch die Straßen gehen sah, so gewiß der Morgen kam, war etwas für eine gute Seele gethan; und Jedermann wußte, daß er es that; und doch konnte Niemand entdecken, wer er war, noch wo er lebte, denn sobald ihm Jemand nahe kam, blies er sein Licht aus, wandte sich nach einer andern Straße und verschwand plötzlich, Niemand konnte sagen, wie. Und Manche sagten, es wäre *Rübezahl*, und Manche, *Pelz-Nickel*, und Manche, der heilige Antonius auf der Haide.

Nun wanderte in einer stürmischen Nacht eine arme sündhafte Creatur mit ihrem Kindchen in den Armen durch die Straßen, und sie hungerte und fror, und keine Seele in *Andernach* wollte sie aufnehmen. Und als sie zu der Kirche kam, wo das große Crucifix steht, sah sie kein Licht in der kleinen Capelle im Winkel; aber sie setzte sich auf einen Stein am Fuße des Kreuzes und fing an zu beten, und betete, bis sie in Schlaf fiel, mit ihrem armen Kindchen an der Brust. Aber sie schlief nicht lange, denn ein helles Licht schien gerade in ihr Gesicht, und als sie die Augen aufschlug, sah sie einen bleichen Mann mit einer Laterne gerade vor sich stehen. Er war fast nackt, und auf seinen Händen und seinem Leibe war Blut, und in seinen schönen Augen standen große Thränen, und sein Gesicht glich dem Gesicht des Erlösers am Kreuze. Nicht ein einziges Wort sagte er zu der armen Frau, aber er

blickte mitleidig auf sie und gab ihr ein Brot und nahm das Kindchen auf seine Arme und küßte es. Da schaute die Mutter zu dem großen Crucifix auf, aber es war kein Bild dort; und sie schrie auf und fiel wie todt zur Erde. Und da fand man sie mit ihrem Kinde; und wenige Tage darauf starben Beide und wurden zusammen in einem Grabe begraben. Und Niemand würde die Geschichte geglaubt haben, wenn nicht eine Frau, die an der Ecke wohnte, an das Fenster gegangen wäre, als sie den Schrei hörte, und gesehen hätte, wie die Gestalt die Laterne an ihren Platz hing, und dann die Leiter an die Mauer lehnte, und hinaufstieg und sich ans Kreuz schlug. Seit jener Nacht hat sie sich nie wieder gerührt. *Ach Herr Je!*«

So lautete die Sage vom Christusbild zu *Andernach*, wie die Alte mit der Brille sie Flemming erzählte. Sie machte einen trüben Eindruck auf sein krankes, leidendes Gemüth, und er fühlte, nicht zum ersten Male, wie groß die Macht des Volksaberglaubens ist.

Der Postwagen stand schon an der Thür bereit, und Flemming war bald auf der Straße von Coblenz, einer Stadt am Rhein, an der Mündung der *Mosel*, *Ehrenbreitstein* gegenüber. Es ist kein langer Weg von *Andernach* bis Coblenz, und der einzige Vorfall, welcher ihn belebte, war die Erscheinung eines dicken Mannes mit rothem Gesicht zu Pferde, welcher langsam nach *Andernach* zu trabte. Als sie ihm begegneten, gab der einfältige kleine Postillon ihm einen freundschaftlichen Hieb mit der Peitsche und brach in einen Ausruf aus, welcher zeigte, daß er aus *Münster* war.

»*Jesusmarie*, mein Freund! Wie geht's dem Mann im Zollhaus?«

Nun würde jeder ehrlichen Seele dies als eine ganz artige Frage erschienen sein; aber der Reiter mit dem rothen Gesicht dachte nicht so, denn er wurde äußerst zornig und antwortete, während der Wagen vorbeirollte:

»Der Teufel hole Dich und Deinen westphälischen Schinken und *Pumpernickel!*«

Flemming fragte seinen Diener und der Diener den Postillon um Aufklärung über dieses kurze Zwiegespräch, und diese lautete dahin, daß an den Thürmchen des *Kaufhauses* in Coblenz sich ein großer Kopf mit einem ehernen Helm und einem Bart befinde, und jedes Mal, wenn die Glocke schlage, bei jedem Schlage des Hammers der Kopf dieses Riesen seine großen Kinnladen öffne und die Zähne an einander schlage, als wollte er wie das eiserne Haupt des Mönches Bacon sagen: »Zeit war, Zeit ist, Zeit ist vorüber.«

Diese Figur ist rings in der ganzen Gegend als »der Mann im Zollhause« bekannt, und wenn ein Freund in der Gegend einem Freunde aus Coblenz begegnet, so sagt er nicht: »Wie geht's den Leutchen in Coblenz?« sondern: »Wie geht's dem Mann im Zollhause?« So spielte der Riese eine große Rolle in der Stadt. Und so endete der erste Tag von Flemming's Rheinreise; und das einzige Gute, das er gethan, war, daß er einer Bettlerin ein Almosen gab, welche ihre zitternden Hände emporhob und ausrief: »Gott segne Dich, mein Kindchen!«

Drittes Kapitel. Homunculus.

Eine Reise am Rhein im Nebel und in der Einsamkeit des Decembers ist vielleicht nicht so unangenehm, als der Leser vielleicht glaubt. Man hat die Straße und den Fluß ganz für sich. Niemand ist unterwegs, kaum ein einzelner Wanderer. Die Ruinen sind dieselben, und der Strom und die Umrisse der Berge, und es giebt wenige lebende Figuren in der Gegend, welche einen aus dem Nachdenken wecken, die Gedanken zerstreuen und mit Staub bedecken.

In ähnlicher Weise dachte unser Reisender, als er am Morgen seine Wanderung fortsetzte. Es ist ein trüber Tag, und die Wolken drohen mit Regen oder Schnee. Warum steht er an dem Dörfchen *Cappeln* still? Weil gerade über ihm auf dem hohen Felsen die herrliche Ruine *Stolzenfels* hohläugig auf ihn blickt und ihm mit riesigem Finger winkt, als wollte sie sagen: »Komm herauf, ich will Dir eine alte Geschichte erzählen.« Deshalb steigt er aus und geht die schmale Dorfgasse und die steinernen Stufen und den steilen Pfad hinauf, und wirft sich der alten Ruine in die Arme, und hält den Athem an, um die raschen Tritte des fallenden Schnees zu hören, welche den Tritten von Engeln gleichen, die zur Erde herabsteigen. Und die Ruine spricht zu ihm mit dumpfer Stimme:

»Hüte Dich vor Träumen! Hüte Dich vor den Illusionen der Phantasie! Hüte Dich vor den ernsten Täuschungen Deiner gewaltigen Wünsche! Unter mir fließt der Rhein, und gleich dem Strome der Zeit fluthet er unter den Trümmern der Vergangenheit dahin. Ich schaue mich selber darin und weiß, daß ich alt bin. Auch Du wirst altern. Sei weise, so lange es Zeit ist. Wie der Strom Deines Lebens, fließt der Strom unter uns. Von den fernen Alpen her stürmt er in die Welt hinaus, wie ein Jüngling aus dem väterlichen Hause. Mit breiter Brust,

kräftig und mit ernstem Streben, wie die Männlichkeit, bahnt er sich einen Weg durch jene schwierigen Gebirgspässe. Und in seinem hohen Alter endlich wankt er, schweren, langsamen Schrittes, und versinkt in den Sand, und wandert durch sein Grab in den großen Ocean, welcher seine Ewigkeit ist. Also wird es mit Dir geschehen.

In alten Zeiten wohnte in diesen Hallen ein Nachfolger Jesu von Jerusalem – ein Erzbischof in der Kirche Christi. Er überließ sich Träumen, den Illusionen der Phantasie, den gewaltigen Wünschen der menschlichen Seele. Er suchte das Unmögliche; er suchte das Lebenselixir – den Stein der Weisen. Der Reichthum, welcher die Armen nähren konnte, schmolz in seinen Schmelztiegeln. In diesen Mauern trank der Adler der Wolken das Blut des rothen Löwen, und erhielt die geistige Liebe des grünen Drachen; doch ach! er war kinderlos. In Einsamkeit und tiefstem Schweigen arbeitete der Schüler der Alchymie Tag für Tag, Nacht für Nacht. Von dem Platze, wo Du stehst, schaute er Abends auf Berge und Thäler und auf das zu seinen Füßen sich ausbreitende Wasser, und sah, wie die untergehende Sonne durch eine geschicktere Alchymie als die seinige, Alles in Gold verwandelt hatte. Er sah die Welt zu seinen Füßen und sagte in seinem Herzen, er allein sei weise. Ach! er las lieber in dem Buche des Paracelsus, als in dem Buche der Natur; und da er glaubte, daß, ›wo der Verstand Erfahrung hat, da hat der Glaube keinen Sinn,‹ wollte er gern ein Kind erzeugen, nicht wie die Natur uns lehrt, sondern wie der Philosoph lehrte – einen armen Homunculus in einer Glasflasche. Und er starb arm und kinderlos!«

Manche Leute mögen vielleicht bezweifeln, ob es der Mühe lohnte, den *Stolzenfels* zu ersteigen, um eine solche Predigt anzuhören. Doch Paul Flemming zweifelte nicht daran. Er nahm sich die Belehrung zu Herzen; und es würde ihn vor mancher kummervollen Stunde bewahrt haben, wenn er sie besser erwogen und sich ihrer länger erinnert hätte.

Vor Alters standen in der Burg zu Athen drei Statuen der Minerva. Die erste war von Olivenholz und, nach der Volkssage, vom Himmel gefallen. Die zweite war von Erz und erinnerte an den Sieger von Marathon; und die dritte von Gold und Elfenbein, – ein hehres Wunderwerk der Kunst, zur Zeit des Perikles. Und so steht in der Burg der Zeit der Mann selbst. In der Jugend, aus weichem, zartem Holz geformt, eben erst vom Himmel herabgefallen; in der Mannheit, eine eiserne Statue, an Kampf und Sieg erinnernd; und endlich in der Reife des Alters, ganz von Gold und Elfenbein geformt – ein Wunderwerk der Kunst!

Flemming hatte bereits das Olivenalter der Kindheit durchlebt. Er trat in das eherne Alter, in seine frühe Mannheit; und in seinen Händen verwandelten sich die Blumen des Paradieses in Schwert und Schild.

Dies erinnert mich daran, daß ich meinen Helden noch nicht beschrieben habe. Ich will es jetzt thun, wie er dasteht und auf die herrliche Gegend schaut; – doch mit wenig Worten. In Person wie in Charakter glich er Harald Schönhaar von Norwegen, welcher in dem alten isländischen Todtengesang von Regner beschrieben wird, als »der junge Fürst, so stolz auf seine wallenden Locken; er, der seine Morgen unter den Jungfrauen verbrachte, der gern mit schönen Witwen verkehrte.« Dies war eine liebenswürdige Schwäche, und sie führte ihn bisweilen in Unglück. Die Einbildungskraft war die Macht, welche seinen Geist beherrschte. Seine Gedanken waren zwiegeboren; der Gedanke selbst und seine bildliche Erscheinung in der Außenwelt. So wogte durch den ruhigen, stillen Strom seiner Seele jedes Bild doppelt, »Schwan und Schatten.«



Stolzenfels

Diese Charakterzüge, ein gutes Herz und eine poetische Einbildungskraft, erheiterten sein Leben und verschönten die Welt, bis endlich der Tod die liebliche blaue Blume, welche an seiner Seite blühte, abmähte und ihn mit seiner scharfen Sense verwundete, so daß er das Haupt neigte und wünschte, er wäre mit der lieblichen blauen Blume in dieselbe Garbe gebunden worden. Da däuchte ihm das Leben nicht mehr so schön, und das Leben ward ernst. Es wäre gut gewesen, wenn er hätte die Vergangenheit vergessen können; daß er nicht so traurig in ihr gelebt, sondern die Gegenwart genossen und genützt hätte. Aber dem widerstrebte sein Herz; und wie er auf dem großen Meere des Lebens dahin wogte, immer blickte er hinunter durch das durchsichtige Gewässer, von Sonnenschein und Schatten bunt gefärbt, in die weiten Gemächer der gewaltigen Tiefe, in welche seine glücklichern Tage versunken waren und worin sie noch sichtbar lagen, wie Goldsand und Edelsteine und Perlen, und halb verzweiflungsvoll, halb hoffend, faßte er wieder hinab nach ihnen und zog seine Hand zurück, die nur mit Meergras gefüllt war und von salzigen Thränen traupte! Und zwischen ihm und jenem Goldsand wogte ein strahlendes Bild,



gleich dem Geiste in Dante's Paradies, welches »Ave Maria!« sang und während des Gesanges hinabsank und langsam verschwand.

In Allem handelte er mehr nach augenblicklicher Stimmung als nach festem Grundsatz, wie dies bei den meisten jungen Männern geschieht. In der That hatten seine Grundsätze kaum Zeit, Wurzel zu schlagen, denn er riß sie alle nach einander aus, bald diesen, bald jenen, wie Kinder die Blumen, die sie gepflanzt, – um zu sehen, ob sie wachsen. Doch war vieles Gute in ihm; denn unter den Blumen und dem Rasen der Poesie und den guten Grundsätzen, welche Wurzel geschlagen haben würden, hätte er ihnen Zeit gelassen, lag ein kräftiger, gesunder Boden natürlichen Verstandes – erfrischt durch lebendige Quellen des Gefühls und bereichert durch manche vereitelte Hoffnungen, die wie verwelkte Blätter darauf gefallen waren.

Viertes Kapitel. Der Wirthin Töchterlein.

»Allez, *Fuchs!* allez, *lustig!*« rief der ungeduldige Postillon seinen Pferden zu, in Lauten, welche, gleich dem seltsamen Echo des *Lorleyfelsens*, zuerst von der einen, dann von der andern Seite des Flusses kamen – nämlich wechselsweise in französischen und deutschen Worten. Er war des Harrens müde; und als Flemming endlich seinen Sitz im Postwagen wieder eingenommen, mußten die armen Pferde die Zeit einbringen, die er in Träumen auf dem Berge verloren hatte. Dies geschieht weit öfter, als man glaubt. Die eine Hälfte der Welt muß schwitzen und ächzen, damit die andere Hälfte träumen kann. Es wäre für den Reisenden, wie für seinen Postillon eine schwierige Aufgabe gewesen, die Pferde zu überzeugen, daß diese Träume zu ihrem Frommen waren.

Der nächste Anhaltepunkt war das kleine Wirthshaus zum Stern, ein entlegener Winkel der Stadt *Salzig*. Es liegt am Rheinufer, und ihm gegenüber, ganz am Saume des Wassers, erheben sich die Berge *Liebenstein* und *Sternenfels*, jeder mit seiner verfallenen Burg. Dies sind die Brüder der alten Sage, welche einander noch anschauen, und unter ihnen im Thale steht ein Kloster, – ein passendes Sinnbild der Waise, die sie so innig liebten.

In einem kleinen Kahne mit flachem Boden ruderte die Tochter der Wirthin Flemming »über den Rheinstrom, reißend und weithin brau-

send.« Sie war ein schönes Mädchen von sechszehn Jahren, mit schwarzem Haar und dunklen, lieblichen Augen und einem Gesicht, das eine Geschichte zu erzählen wußte. Wie verschiedenartig sind hierin die Gesichter! Manche sprechen nicht. Sie sind Bücher, in welchen nicht eine Zeile beschrieben ist, ausgenommen vielleicht mit einer Jahreszahl. Andere sind große Familienbibeln, in denen das Alte und Neue Testament geschrieben ist. Andere sind Mutter Gans und Ammenmärchen, andere schlechte Trauerspiele und Pickelhäringpossen, und noch andere, wie das der Tochter der Wirthin im Stern, liebeliche Blumenlesen der Liebe und Gesänge der Herzensempfindungen. Deshalb sagte Flemming zu ihr, als sie in eine reißende Strömung glitten:

»Mein liebes Kind, kennst Du die Geschichte des *Liebensteins*?«

»Die Geschichte des *Liebensteins*?« erwiderte sie; »ich wußte sie auswendig, als ich ein kleines Kind war.«

Und hier schauten ihre großen, dunklen feurigen Augen in die Flemming's, und er zweifelte nicht, daß sie die Geschichte nur zu bald und nur zu gut erfahren hatte. Diese Geschichte wünschte er zu hören, als ob sie ihm unbekannt wäre; denn er wußte, das Mädchen, das sie als Kind auswendig gelernt, würde sie erzählen, wie sie erzählt werden mußte. Er bat sie daher, die Geschichte zu wiederholen, was sie nur zu gern that, denn sie hatte sie gern und glaubte daran, als stände Alles in der Bibel geschrieben. Doch ehe sie begann, ruhte sie einen Augenblick auf ihren Rudern, nahm das Kreuz, das an ihrem Halse hing, küßte es und ließ es in ihren Busen gleiten, als wäre es ein Anker, den sie in ihr Herz senkte. Während dessen waren ihre feuchten dunklen Augen gen Himmel gerichtet. Vielleicht wanderte ihre Seele mit den Seelen der Cunizza und Rahab und Maria Magdalena. Vielleicht gedachte sie auch der Nonne, von welcher der heilige Gregor in seinen Gesprächen sagt, sie sei, als sie in einem Garten begierig Salat gegessen, ohne das Zeichen des Kreuzes zu machen, bald darauf von einem Teufel besessen gewesen.

Wahrscheinlich blickte sie jedoch nur nach den verfallenen Burgen und nicht gen Himmel, denn sie begann bald ihre Erzählung und berichtete Flemming, wie vor vielen, vielen Jahren ein Greis mit seinen beiden Söhnen auf Burg *Liebenstein* lebte, und wie die beiden Jünglinge Geraldine liebten, eine Waise, deren ihr Vater sich angenommen hatte; wie der ältere Bruder in Verzweiflung fortzog, und der jüngere mit Geraldine verlobt wurde, und wie beide so glücklich waren, wie *Aschenbrödel* und der Prinz. Und dann kam der heilige Bernhard und



Liebenstein und Sterrenberg

führte alle jungen Leute zum Kriege fort, gerade wie später Napoleon that; und der junge Mann zog in das gelobte Land, und Geraldine saß in ihrer Burg und weinte und harrete der Rückkehr ihres Geliebten, indeß der alte Vater die Burg *Sternenfels* für sie erbaute, daß sie nach ihrer Vermählung daselbst wohnten; und als die Burg vollendet war, starb der Greis; und der ältere Bruder kehrte zurück und lebte auf

Liebenstein und sorgte für die reizende Jungfrau. Bald kam Nachricht aus dem gelobten Lande, daß der Krieg beendet sei; und das Herz der holden Jungfrau schlug freudig, bis sie vernahm, ihr treuloser Geliebter kehre mit einem griechischen Weibe heim – der ruchlose Mann! und dann ging sie in ein Kloster und ward eine fromme Nonne. So kehrte der junge Herr von *Sternenfels* heim und lebte in großer Pracht auf seiner Burg mit dem griechischen Weibe, die eine gottlose Frau war und that, was sie nicht thun sollte. Aber der ältere Bruder war erzürnt über die der holden Jungfrau zugefügte Unbill und forderte den Herrn vom *Sternenfels* zum Zweikampf. Und als sie mit ihren Schwertern im Thale von *Bornhofen* hinter der Burg kämpften, begannen die Klosterglocken zu läuten, und Geraldine erschien mit einem Zuge Nonnen, alle weiß gekleidet, und versöhnte die Brüder und sagte ihnen, sie sei die Braut des Himmels und in ihrem Kloster glücklicher, als sie auf *Liebenstein* oder *Sternenfels* hätte sein können. Und als die Brüder zurückkehrten, fanden sie, daß das falsche griechische Weib mit einem andern Ritter entflohen war. So lebten sie in Frieden beisammen und waren nie vermählt. Und als sie starben –«

»Lisbeth! Lisbeth!« rief eine strenge Stimme vom Ufer. »Lisbeth! Wohin führst Du denn den Herrn?«

Dies brachte das arme Mädchen wieder zur Besinnung, und sie sah, wie weit sie den Strom hinabfuhren. Denn über dem Erzählen hatte sie alles Andere vergessen, und die reißende Strömung trieb sie zu den großen Wallnußbäumen von *Kamp*. Sie landeten dem Kapuzinerkloster gegenüber. Lisbeth zeigte den Weg durch das Dörfchen, wandte sich rechts und deutete auf das romantische, einsame Thal, durch welches man zum *Liebenstein* gelangt, und erbot sich, Flemming zu begleiten. Er aber streichelte ihre Wange und drückte ihr die Hand. Er schritt allein im Thale dahin.

Fünftes Kapitel. Jean Paul, der Einzige.

Es war bereits Nacht, als Flemming auf der römischen Brücke die *Nabe* überschritt und die Stadt *Bingen* betrat. Er kehrte im Weißen Roß ein und schaute, ehe er zu Bette ging, aus dem Fenster hinaus in den dunkeln Sternenschimmer nach dem Rheine zu, und sein Herz schlug höher, als er die kühnen Umrisse der benachbarten Berge be-



trachtete, mit alterthümlichen Ruinen bedeckt, die sich am Morgen nur als ein hohes, schiefergedecktes Dach mit phantastischen Schornsteinen erwiesen.

Es war ein klarer, kalter Morgen, und die aufgehende Sonne färbte den Strom mit heitern Farben. Ein leichter, dünner Dunst wogte in der Luft. In den Sonnenstrahlen funkelte der Reif gleich Silbersternen, und durch eine lange Allee, deren tiefende Zweige sich bogen und Perlen vor ihn streuten, zog Paul Flemming triumphirend weiter.

Jener Mann in dem Lustspiel, welcher »so ein vierzig Pfund gutes Rindfleisch in einem mittelländischen Meere Brühe« wünschte, hätte



seinen Wunsch an der table d'hôte des *Rheinischen Hofes* in Mainz, wo Flemming an jenem Tage zu Mittag aß, fast verwirklicht sehen können. Am obern Ende des Tisches saß ein Herr mit glatter, hoher Stirn, und großen, verständigen Augen. Er war aus *Baireuth* in Franken und sprach mit einer blassen, romantisch aussehenden Dame zu seiner Rechten über Poesie und Jean Paul. Am andern Ende des Saales war die ganze Tischzeit über Musik, eine Harfe, ein Horn und eine Stimme, so daß ein großer Theil von dem Gespräche des dicken Herrn mit der blassen Dame für Flemming, welcher ihr gegenüber saß und ihr gerade in die großen, melancholischen Augen blicken konnte, verloren ging. Was er aber hörte, interessirte ihn so sehr – und in der That hätte dazu schon der Name des gefeierten Jean Paul genügt – daß er es wagte, sich in das Gespräch zu mischen, und den Deutschen fragte, ob er den Dichter persönlich gekannt habe.

»Ja, ich kannte ihn genau,« erwiderte der Fremde. »Ich bin aus *Baireuth* gebürtig, wo er die letzten Jahre seines Lebens zubrachte. In meiner Seele sind der Mensch und der Schriftsteller eng verbunden. Nie habe ich eine Seite seiner Schriften gelesen, ohne seine Stimme zu hören und seine Gestalt vor mir zu sehen. Da sitzt er mit der majestätischen hohen Stirne, den sanften blauen Augen, der schön geformten Nase und eben solchem Mund; die dicke Gestalt lose und nachlässig in einen

*Jean Paul*

alten grünen Rock gekleidet, aus dessen Taschen die Ecken von Büchern hervorragen, und vielleicht das Ende eines Brotes, und der Hals einer Flasche; – einen grün gefütterten Strohhut neben ihm liegend; einen großen Stock in der Hand, und zu seinen Füßen einen weißen blinzäugigen Pudel mit einer Schnur um den Hals. Sie würden ihn eher für einen Zimmermann, als für einen Dichter gehalten haben. Ist er einer Ihrer Lieblingsschriftsteller?« Flemming bejahte es.

»Aber einem Ausländer muß es äußerst schwer werden, ihn zu verstehen,« sagte der Herr. »Ist es doch für uns Deutsche keine leichte Sache.«

»Ich habe stets die Beobachtung gemacht,« erwiderte Flemming, »daß das wahre Verständniß und die wahre Würdigung eines Dichters mehr vom individuellen, als vom nationalen Charakter abhängen. Wenn zwischen dem Geiste des Schriftstellers und des Lesers eine Sympathie besteht, sind die Schranken und Hindernisse einer fremden Sprache bald überwunden. Versteht man einmal den Charakter eines Schriftstellers, so wird auch das Verständniß seiner Schriften leicht.«

»Ganz recht,« erwiderte der Deutsche, »und der Charakter Richter's ist zu sehr ausgeprägt, als daß man ihn leicht falsch verstehen könnte. Seine hervorstechenden Züge sind Zartheit und Männlichkeit, – Eigenschaften, welche selten in so hohem Grade vereinigt gefunden werden, als bei ihm. Über Alles, was er sieht, über Alles, was er schreibt, verbreiten sich die Sonnenstrahlen eines heitern Gemüthes, – die Helle unerschöpflicher menschlicher Liebe. Jeder Ton menschlicher Freude und menschlichen Schmerzes findet in seinem Busen ein lautes Echo. An jedem Menschen liebt er nur dessen Menschheit, nicht dessen Überlegenheit. Der deutlich ausgesprochene Zweck aller seiner literarischen Arbeiten war, den gesunkenen Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit wieder zu heben und in einem egoistischen, revolutionären Zeitalter unsere jetzt erkalteten menschlichen Sympathien wieder zu erwärmen. Und nicht minder unbegrenzt ist seine Liebe zur Natur – zu der schönen Außenwelt. Er umschließt sie ganz mit seinen Armen.«

»Ja,« erwiderte Flemming, die Worte dem Fremden fast vom Munde nehmend, »denn in seiner Seele wird Alles idealisirt. Er scheint sich selbst zu schildern, wenn er den Helden seines Titan als ein Kind schildert, das bei heftigem Winde auf den Ästen eines in reicher Blüthe stehenden Apfelbaumes sich schaukelt, und wie dessen vom Wind bewegter Gipfel ihn bald in das tiefste Grün senkte, und bald in den tiefblauen und hellen Sonnenschein emporschleuderte, – vor seiner Phantasie stand jener riesige Baum; – er wuchs allein im Universum, gleich dem Baume des ewigen Lebens; seine Wurzeln verloren sich in den Abgrund; die weißen und rothen Wolken hingen wie Blüten darüber; der Mond als Frucht; die Sternchen funkelten wie Thau, und Albano ruhte auf seinem unermesslichen Wipfel; und ein Sturm schwang den Wipfel aus Tag in Nacht und aus Nacht in Tag.«

»Doch der Geist der Liebe,« unterbrach der Franke, »war nicht Schwäche, sondern Stärke. Er war in ihm mit großer Männlichkeit vereint. Das Schwert seines Geistes war durch Armuth geschmiedet und geschlagen. Seine Gemüthsstimmung war durch einen dreißigjährigen Kampf geprüft worden. Es war nicht gebrochen, nicht einmal abgestumpft, sondern vielmehr durch die Streiche, die es austheilte und erhielt, gekräftigt und geschärft. Und im Besitz dieses edlen Geistes der Menschlichkeit, Ausdauer und Selbstverleugnung machte er die Literatur zu seinem Beruf, als habe er von der Gottheit den Auftrag erhalten, zu schreiben. Es scheint, als habe er sich um nichts Anderes

gekümmert, an nichts Anderes gedacht, als ruhig zu leben und Bücher zu schreiben. Er sagt, er habe es als seine Pflicht erkannt, nicht zu genießen oder zu erwerben, sondern zu schreiben, und rühmte sich dessen, so viele Bücher geschrieben zu haben, als er Jahre gelebt.«

»Und was betrachten Sie Deutsche als das hervorstechende Charakteristische seines Genius?«

»Ohne allen Zweifel seine ungezügelter Phantasie und seinen Humor. Er verleiht Allem eine seltsame, magische Färbung. Man erschrickt über die Kühnheit und Schönheit seiner Figuren und Erläuterungen, welche allenthalben mit sorgloser Verschwendung ausgestreut sind, – in reicher Menge, wie die Blüthen des frühen Sommers, – und so duftend und schön. Mit tausend Abschweifungen sind zehntausend Schönheiten des Gedankens und Ausdrucks vermischt, welche die Phantasie des Lesers entflammen und sie in kühnem Fluge durch die Gluth des Sonnenaufgangs und des Sonnenuntergangs und durch die thauige Kühle und den Sternenschimmer der Sommernächte fortreißen. Er ist schwer zu verstehen – dunkel – seltsam, seine Erläuterungen aus jedem Winkel der Wissenschaft, der Kunst und Natur holend, – ein Komet unter den leuchtenden Gestirnen germanischer Literatur. Wenn man seine Werke liest, so ist es, als klimme man in fröhlicher Gesellschaft einen hohen Berg hinan, um die Sonne aufgehen zu sehen. Bisweilen ist man in Nebel gehüllt, – der Morgenwind weht mit lautem Schalle, – man hört den in der Ferne grollenden Donner. Weit unten breitet sich die Landschaft aus – Feld, Wiese, Stadt und der sich schlängelnde Fluß. Man vernimmt das Läuten ferner Glocken, oder den Schall einer feierlichen Dorfuh, – dann steigt der süße und mannichfaltige Blumenduft auf, – die Vögel fangen an zu singen – die Nebel wallen vorüber – die Sonne steigt in ihrer Pracht empor – man jubelt wie die Lerche im Sonnenschein und hellen blauen Himmel und Alles ist ein wirrer Traum der Seele und der Sinne – da hört man plötzlich einen Freund nahe bei sich laut auflachen, der ein Stück Bologner Wurst anbietet. Wie im wirklichen Leben, so sind in seinen Schriften das Ernste und das Komische, das Erhabene und das Groteske, das Pathetische und das Scherzhafte mit einander vermischt. Bisweilen ist er sentenzenreich, kräftig, einfach; dann wieder dunkel und zerstreut. Seine Gedanken gleichen Mumien, in Specereien balsamirt, und mit seltsamen Hüllen bedeckt; aber in diesen sind die Gedanken selbst Könige. Bald ziehen fröhliche schöne Bilder, luftige Gestalten vorüber, anmuthig, harmonisch; – bald fegen die blenden-

den, wildblinkenden Phantasien, durch Bindestriche, Klammern und Gedankenstriche mit einander verbunden, erhaben und gering, hoch und niedrig, alle in ihren bunten Gewändern, die staubige Seite hinunter, wie die Galeerensclaven, welche die Straßen von Rom fegen, wo man wohl den Edelmann und den Bauer zusammengefesselt finden kann.«

Flemming lächelte bei der Wärme, in welche der Deutsche gerieth, und zu welcher die Gegenwart der Dame und der Laubenheimer Wein ihren Theil beigetragen zu haben schienen, und er erwiderte dann:

»Besser verbannt sein, als nicht frei!« – dies sind seine eigenen Worte. Und so verwandelt er sich nach Gefallen. Gleich dem Gott Thor der alten nordischen Mythologie hält er jetzt die sieben hellen Sterne am hellen Himmel über uns, und dann verbirgt er sich in Wolken und pocht mit seinem großen Hammer.«

»Und doch ist dies an ihm nicht Ziererei,« versetzte der Deutsche. »Es ist seine Natur, es ist Jean Paul. Und die Figuren und Ausschmückungen seines Styls, ungestüm, phantastisch, und bisweilen erschreckend, wie die in gothischen Kathedralen, sind nicht blos, was sie scheinen, sondern massive Ecken und Strebepfeiler, welche das Gebäude stützen. Man nehme sie weg, und Dach und Wände stürzen ein. Und durch diese Schnörkel, diese wilden Gesichter, diese Bilder von Thieren und Menschen, auf Röhren und Rinnen ausgeschnitzt, fließen wie angesammelter Regen die glänzenden überströmenden Gedanken, die vom Himmel herab kommen. Und Alles, was er thut, thut er mit einer Art feierlichen Scherzes. Er ist ein Meerungeheuer, das sich auf dem weiten Ocean ergötzt; selbst sein Scherz ist Ernst; ihn umgiebt etwas Majestätisches und Feierliches. In Allem ist Kraft, eine ruhige Biederkeit, oben alles Sonnenschein und unten das schwermüthige Klagen der See. Wohl mag man ihn ›Jean Paul den Einzigen‹ nennen.«

Unter solchem Gespräch verging die Stunde des Mittagmahles, und nach diesem ging Flemming nach der Domkirche. Man sang zur Vesper. Ein blau gekleideter Diener mit aufgestülptem Hut und einer hochrothen Schärpe und gleichem Kragen stolzirte wie ein Truthahn in den Gängen. Dieser wichtige Mann führte Flemming durch die Kirche, und zeigte ihm den Chor mit seinen Stühlen von Eichenholz mit schwerem Schnitzwerk, und die schönen Figuren in braunem Stein über den Gräften der Bischöfe. Sodann führte er ihn durch eine Seitenthür in die alten verfallenen Klostergänge des heiligen Willigis. Durch die niedrigen gothischen Bogen ergoß sich der Sonnenschein auf die

Grabsteine, deren Figuren und Inschriften durch die Fußstritte vieler Generationen fast verwischt sind. Dort befindet sich das Grabmal des Minnesängers *Frauenlob*. Sein Gesicht ist auf einem Gebälk in der Wand ausgeschnitzt, schöne scharf markirte und ernste Züge. Darunter befindet sich ein Basrelief, welches das Begräbniß des Dichters darstellte. Er wurde von Frauen zu Grabe getragen, deren Lob er sang, weshalb er den Namen *Frauenlob* erhielt.

»Dies ist also,« sagte Flemming, »das Grab, nicht von dem Knochenlob, sondern von dem Frauenlob Heinrich von Meissen, welcher Lieder schrieb, »etwas von Lust und etwas von Liebe.« Aber wo ruht die Asche seines Nebenbuhlers und Feindes, des süßen Meisters Bartholomäus Regenbogen?»

Er warf dies so vor sich hin, allein der Truthahn nahm es auf und antwortete:

»Ich weiß es nicht. Es gehört nicht zu diesem Kirchspiel.«

Ich will die Reise nicht aufschieben, denn ich bin vom Wege ermüdet und möchte gern mit meinen Lesern und meinem Helden in *Heidelberg* sein. Es war beinahe Nacht, als er das *Mannheimer* Thor erreichte, und die lange *Hauptstraße* so langsam hinunter fuhr, daß es ihm vorkam, als hätte sie kein Ende. Die Kaufläden waren auf beiden Seiten der Straße erleuchtet, und er sah hier und da an den Fenstern Gesichter und im Lampenlicht gehende Gestalten, welche einen Augenblick lang sichtbar waren und dann im Dunkel verschwanden. Seltsame Gedanken beschäftigten seine Seele, wie dies immer die Gedanken eines Reisenden sind, welcher zum ersten Male eine fremde Stadt betritt. Diese kleine Welt hatte Jahrhunderte lang bestanden, ehe er herkam, und sollte Jahrhunderte lang bestehen, wenn er wieder fort war. Von all den Tausenden, welche sie bewohnten, wußte er nichts; und was wußten sie von dem Reisenden, oder was kümmerten sie sich um ihn, der in jener engen Postchaise, von der Reise ermüdet und vom Abendwind durchkältet, langsam über das Straßenpflaster hinarumpelte. Wahrhaftig, diese Welt kann ohne uns bestehen, wenn wir es nur glauben wollten. Wäre es ein Leichenwagen gewesen, statt einer Postchaise, so wäre es den Leuten von *Heidelberg* ganz gleich gewesen – doch keineswegs Paul Flemming.

Am andern Ende der Stadt aber bei dem Schlosse und *Karlsthore* harrete ein warmfühlendes Herz, ihn zu empfangen; das deutsche Herz seines Freundes, des Baron von *Hohenfels*, bei welchem er den Winter in *Heidelberg* zubringen sollte. Kaum hatte der Wagen an dem Eisen-

gitter angehalten und der Postillon in sein Horn geblasen, um die Ankunft eines Reisenden zu verkünden, als der Baron unter den Dienern sichtbar ward, und wenige Minuten später lagen die lang getrennt gewesenen Freunde einander in den Armen, und Flemming erhielt auf jede Wange und auf den Mund einen Kuß als Unterpfand und Siegel der Freundschaft des Deutschen. Sie hielten einander lange bei der Hand und blickten einander in das Angesicht, und Jeder sah sich buchstäblich und figürlich, buchstäblich, insofern das Abbild darin war, und figürlich, insofern Jeder sich vorstellte, was der Andere nach Verlauf mehrerer Jahre von ihm dachte. Der Abend verfloß beim Abendessen unter freundschaftlichen Hoffnungen und Fragen und Antworten und es wurden dabei manche andere Dinge besprochen, als der Hasenbraten und der *Johannisberger*, und sie saßen bis spät in die Nacht, sich von den Gedanken und Gefühlen und Freuden unterhaltend, welche die Herzen junger Männer erfüllen, die schon genossen und litten und hofften und getäuscht wurden.



Karlstraße, Heidelberg